

„denk ich an die winde / die alt geworden sind“

Wolfgang Hilbig zum Achtzigsten

Er ist nicht alt geworden. Als er starb, war er fünfundsechzig. Eines seiner letzten Gedichte lautet:

als sie noch jung waren die winde
war ich verworren
und blind und taub
für ihren gesang
jetzt wenn ich das land durchstreife
und nicht mehr weiß
wo ich bin
und nichts mehr wissen will
in meinem herzen
denk ich an die winde
die alt geworden sind

Wolfgang Hilbig ist ein Dichter, dem man nicht näher kommt, wenn man ihn in Traditionslinien zu stellen versucht. Kerstin Hensel nennt ihn einen Findling. Wer seine Gedichte liest oder hört, wird diesen Eindruck nicht vergessen. Nicht den Klang der Sprache, dieses weiche thüringische Sächsisch, nicht die Wucht und Zärtlichkeit der Bilder, nicht das Wissen um das Leben, von dem die Texte zeugen. Was Hilbig erzählt, gilt manchen als düster und schwer, aber weil er es erzählen kann, ist es nicht mehr nur bedrohlich, sondern das Bedrohliche wird gezeigt. Hilbig geht für uns in die Räume der Dunkelheit und der Angst, des Ekels, aber mit einer verführerisch schönen Sprache, die dem mündlichen Erzählen gleicht, genau ist, insistierend und voller Komik.

Das Thema dieses Schriftstellers ist das Schreiben selbst. Die Gegenstände, an denen er sich abarbeitet, sind die verkommenen ostdeutschen Industrielandschaften, die Mühsal der Fabrikarbeit, die verzweifelte Suche nach dem Ich, Schuld, Fremdheit, Verrat, Verschwinden und die Sehnsucht nach dem Wiederkommen.

Geboren 1941 in der ostthüringischen Kleinstadt Meuselwitz, unweit von Leipzig, wuchs Wolfgang Hilbig bei der Mutter und dem Großvater auf. Der Vater fiel in Russland, als das Kind noch keine zwei Jahre alt war. Wolfgang Hilbig war Autodidakt, früh begann er zu schreiben, nächtelang füllte er Schreibheft und Schreibheft am wachstuchbedeckten Küchentisch. Er arbeitete viele Jahre als Heizer, meist in der Nacht. Daran erinnert eines seiner schönsten Gedichte, *episode*, das so beginnt: „im düstern kesselhaus im licht / rußiger lampen plötzlich auf dem brikettberg / saß ein grüner fasan / ein prächtiger clown“. Das Gedicht endet, nach der unvermuteten Begegnung, mit den Zeilen: „glaubte ich nicht mehr an den untergang / der wahrnehmungen in der finsternis“.

Nachdem Hilbigs erster Gedichtband *abwesenheit* bei S. Fischer erschienen war, sorgte Franz Fühmann in zähen Kämpfen dafür, dass dieser Dichter in dem Land, in dem er lebte, mit seinen Texten anwesend sein konnte. Im Reclam-Verlag in Leipzig erschien 1983 der Band *STIMME STIMME*; es sollte das einzige Buch dieses Autors in der DDR bleiben. 1985 ging er in die Bundesrepublik. Erst 1993 kehrte er zurück nach Berlin, wo er in der Kollwitzstraße, dann in der Metzger, zuletzt in der Rheinsberger Straße gewohnt hat.

Wolfgang Hilbig zu lesen, ist Herausforderung und Glück. Hat man ihn einmal für sich entdeckt, wird man immer wieder zu ihm zurückkehren, zu seinen Gedichten, zu Erzählungen wie *Die Weiber*, *Alte Abdeckerei* oder *Die Flaschen im Keller*, zu den Romanen *Eine Übertragung*, „*Ich*“ und *Das Provisorium*.

Christa Wolf schrieb dem Kollegen, als er in den Westen ging: „Du lebst und arbeitest offenbar in dem Prozeß, Unvereinbares miteinander vereinbaren zu wollen. Das ist sehr anstrengend, oft erschöpfend. Wenn man aber diesem Vorgang einige Seiten abpressen kann, dann sind sie wesentlich.“

Als Wolfgang Hilbig am 9. Juni 2007 auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof beerdigt wurde, warf seine Kollegin Katja Lange-Müller ihm ein Kohlebrikett ins Grab hinterher, vermutlich der DDR-Marke Rekord. Der Ton hallt nach. Es ist etwas offen geblieben. Wir müssen Wolfgang Hilbig lesen.

Erdmut Wizisla